Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 47 (1943-1944)
Heft: 19

Artikel: Roseg : eine Erzählung aus dem Engadin
Autor: Messmer, Domenica
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-671190

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

für die Hypotheken, die auf Betrieb und Häuschen lasteten, sondern es hätte auch noch Kapital zurückbezahlt werden müssen, das sehr hoch verzinst wurde, zu sechs Prozent, glaube ich. — Ach, wenn ich doch nur eine Ahnung gehabt hätte, daß wir lange vorher schon von seinem Gelde lebten! Aber — nie hat der Vater mir etwas davon gesagt. So also waren wir festgefahren auf diesem Boden schwerster Not. Was blieb mir zu tun? — Einer war da, ja, der mich beschwor, doch nein zu sagen zu dieser Sache, nicht Peter Florins Frau, den ich ja nicht liebte, zu werden, nicht an Zinses Statt mich aushändigen zu lassen diesem Mann! Es könne kein Mensch mich dazu zwingen, es habe niemand, auch mein Vater nicht, das Recht dazu."

Wieder war es stille zwischen uns, und schweigend gingen wir dem Tale zu.

Eines Abends in der heimeligen Wohnstube der Frau Menga, hat die Unglückliche wieder gesprochen, aus langem Stillesein heraus. Es war an einem kühl verregneten Abend. Man hatte heizen müssen, und traulich war es im Raum. Laut tickte eine Uhr. Eine Katze schnurrte. Das Licht fiel in Mengas herrliches Haar. Sie hob ihr kummervolles Gesicht. „So ist es", sagte sie mit müder Stimme, „an Zinses Statt hat mein Vater mich diesem Mann gegeben. — —

Immer bin ich vor der Frage, wie ich seine Frau geworden, auf der Flucht. Und — nicht wahr — ich gebe es zu, es wollte auch Liebe sprießen, Liebe zu einem andern Mann. Aber das darf nicht sein! Niemals darf das sein!"

Wieder stand das Schweigen da, groß und schwer. Fast schmerzlich laut lärmte die Uhr im hölzernen Gehäuse.

„Ich bin auch nicht etwa die einzige, die . . ."

Das Telephon schrillte. Frau Menga ging hinaus, um zu antworten.

„Er hat angerufen. Er ist total betrunken. Er brüllt am Telephon. Er droht. Ich weiß nicht, was ich machen soll. Wenn er heimkommt, bin ich — vielleicht nicht mehr da."

„So dürfen Sie nun doch nicht reden . . ."

„Oh, Sie verstehen nicht!" sagte die Frau, und ich meinte, ich müßte spüren, wie der Blick ihrer Augen mir ins Innerste brannte, dieser von vielem erlittenem Weh zerwühlten Augen.

„Was wollten Sie vorhin sagen . . ., Sie sind nicht die Einzige, die . . .?"

„Ach, ja! Ich habe gesehen, seit ich im Hotel mit all den vielen Gästen, die kommen, zu tun habe, daß Hunderte von Frauen — ihren Männern gegeben werden — an Zinses Statt. Ohne Liebe. Es muß ja nicht immer ein Unglück daraus wachsen, sicher nicht. Dann nicht, wenn es gute und taktvolle Menschen sind, die also leicht den Preis bekommen."

*

Meine Ferien im kleinen Bergdorf waren zu Ende, und Frau Menga geleitete mich ein gutes Stück hinaus ins Tal, das in einer reifen, sommerlichen Schönheit prangte. Ach, es war das Innere der Frau eine einzige wehe Wunde, und lautlos rannen ihr die Tränen über die Wangen!

Wir nahmen Abschied voneinander, und als ich weiterging und die arme, geprüfte Frau wohl schon längst wieder im Hause ihres Mannes zum Rechten sah, da wanderte ihr schweres Schicksal mit mir, und ich dachte unausgesetzt darüber nach, was getan werden müßte, um dieses verschüttete Frauenleben zum Wohle ihrer aufwachsenden Kinder zu befreien, damit es sich entfalten dürfe ganz und gar.

Roseg

Eine Erzählung aus dem Engadin.

Es war vor vielen Jahren, als der Roseggletscher ein noch mächtiger Eisstrom war, der ununterbrochen hobelte, schliff und rundete. Mächtige Moränen bildeten seine Ränder. In unzähligen Spalten und Rinnen gurgelten die Gletscherbäche, die triumphierend dem Eis, dem Sand und dem losen Gestein entrannen, um vereinigt als wildrauschender Fluß den Weg durch das Tal zu nehmen. Die Wellen plätscherten durch das Niederholz, schlugen sich an mächtigen Fels-

blöcken, umspülten die Wurzeln von Lärchen und Arven und tränkten den blumenübersäten Talboden. Bär und Steinbock waren noch heimisch in den Wäldern und der König der Lüfte horstete in zerklüfteten Felswänden.

Unerschrockene Menschen hatten es gewagt, sich in dem wilden Tal anzusiedeln. Bergbauern hausten in geschützter Talesmitte. Die Leute vom kleinen Flecken fristeten ein karges Dasein. Sie lebten von dem Wenigen, das ihnen die Erde schenkte; sie trieben ihre Herden auf die Alpweiden, sie bebauten das Feld, jagten den kühnen Gemsen nach und lauerten den drolligen Murmeltieren. Wohl gab es immer wieder einzelne, die dem Drang in die Ferne folgend, von Land zu Land wanderten, um irdische Güter zu sammeln. Die meisten ließen sich aber nicht verblenden, blieben in der Einsamkeit der Berge zurück, treu der Heimat. Sie liebten die Freiheit über alles, und kümmerten sich kaum um das, was in der großen Welt vorging, auch wenn sie stets den harten Kampf mit den Naturgewalten aufnehmen mußten. Immer wieder richteten die Bergbäche Verheerungen an, warfen Schutt und Geröll über Weiden und Wiesen und bebauten Boden. Und der Talfluß, ein wilder Geselle, entschlüpfte gar zu gerne dem selbstgewählten Bett und trieb sein Unwesen in der Umgebung.

Barfüßige Buben strolchten umher, hüteten die Herden, schnitzten ihre Ruten oder suchten nach Lehm an den Ufern des Flusses. Schlichte Frauen erzogen ihre Kinder zu Gebet und Arbeit; sie regten sich fleißig in Haus und Feld, schoren ihre Schafe, verarbeiteten Wolle und Hanf, sammelten würzige Kräuter und heilsame Wurzeln. Alle fristeten ein sehr bescheidenes Leben. So war es einst gewesen und so war es noch immer.

Auf den Höhen setzten Schnee und Eis, Sonne und Wärme ihr Zerstörungswerk fort. Aber die Menschen, die an der eigenen Scholle hingen, trauten auch dem verderbendrohenden Berge, von dem Großmutter Reta so oft erzählte.

Auch heute saß die Greisin vor der schlichten Behausung und grüßte den scheidenden Tag. Noch lag Feuchtigkeit in der Luft; denn es hatte tagsüber unaufhörlich geregnet. Jetzt aber trieb der Wind das Gewölk auseinander. Die Sonne sandte noch einen letzten Gruß, ehe sie hinter dem Bergrücken verschwand. Die Augen von Mutter Reta wanderten zu den blühenden Alpenrosensträuchern, über das Trümmerfeld eines einstigen Bergsturzes hinweg, hinauf zu der ganzen Gebirgs- und Gletscherpracht der Sellagruppe. Wie die hellen Firnen sich von dem dunklen Wald und Fels abhoben!

Drunten im Tale rauschte der Bach. Er sang das uralte Lied von Kommen und Gehen, von Leben und Tod, von Sehnsucht und Erfüllung. Ein Windstoß brachte vereinzelte Glockentöne in das einsame Tal. Großmutter Reta faltete die Hände. Für wie vieles hatte sie zu danken. Der, der über den Sternen thront, hatte sie weise geführt, durch ein langes Leben, das auch ihr nicht nur die Sonnenseiten gezeigt, ihr Freude, Liebe und Glück beschert, nein: auch Trauer, Entsagung und Leid wurden ihr reichlich zubemessen.

Allzufrüh hatte sie ihren Gatten verloren. Der raue Bergler und kühne Jäger ruhte schon lange im kleinen Bergfriedhof am Fuße des Languard. Ja, damals, als man ihn entseelt und zerschmettert von der Höhe ins Haus getragen, hatte sie geglaubt, es könne in ihrem Leben keinen lichten Tag mehr geben. Das Heimweh und die Qual zerrten stetsfort an der jungen Frau, und jedes Jahr brachte neu den Schmerz. Unter unsagbaren Entbehrungen hatte sie ihre Kinder großgezogen und zu den vielen Tagen der Arbeit gar manche Nacht geopfert. Dann aber kam auch für sie die Ruhe und der Friede wieder. Ihr jüngster Sohn war nicht, wie seine Brüder, ein einfacher Hirte geworden, er hatte sich dem Dienst des Höchsten geweiht. Jetzt wirkte er als Missionar, fern der Heimat, in fremden Landen. Was auch das Schicksal ihr beschieden, alles war zu ihrem Wohl geschehen, das hatte sie erfahren und erkannt, daran dachte sie auch jetzt, in dieser trauten, feierlichen Abendstunde. Wie lange es ihr wohl noch vergönnt war, in Ehrfurcht Gottes Schöpfung zu bewundern und ihm für seine Gaben zu danken?

Oben in den Felsen krachte es. Wie die vom heftigen Regen angeschwollenen Bäche, Schutt und Geröll mitführend, sich schäumend zu Tal warfen! Sie wollten doch nicht wieder Unheil stiften? Hatten die Männer am Ende doch recht, die immer wieder davon redeten, dem Bereich der Gefahr zu entfliehen, der Berg sei in fortschrei-

tender Auflösung begriffen? Wer wollte auch daran denken, Haus und Hof zu verlassen, um einer ungewissen Zukunft entgegenzugehen? Hatten nicht Geschlechter um Geschlechter glücklich hier gehaust, auch in strengen Wintern?

Nein, sie wollten, sie konnten nicht wegziehen, sie liebten alle zu sehr die eigene Scholle, ihre kleine, aber so teure, freie Heimat. Und wie oft hatte sie ja selber gesagt: „Wir stehen alle in Gottes Hand, ob hier ob dort" und das Bibelwort erwähnt: „Wir haben hier keine bleibende Stadt, sondern die Zukünftige suchen wir." Und doch war ihr heute so eigenartig zu Mute; eine wehmütige Ahnung wollte sich auch jetzt ihrer bemächtigen. Sie schaute ein letztes Mal in die Gletscherpracht der Sellagruppe, erhob sich dann und trat ins Haus.

Inzwischen hatte der Abend seine bläulichen Schatten ausgebreitet. Die Tiere waren in Wald und Gestrüpp in ihre Winkel geschlüpft; auch die Bewohner des friedlichen Bergdörfchens hatten sich zur Ruhe gelegt. Oben in den Bergen wühlte und hämmerte es ununterbrochen. Bäche schwollen an, höhlten sich einen Weg durch verwittertes Gestein, ergossen sich über glatte Felsplatten, rissen Sträucher und Bäume mit. Polternd sausten kleine und große Blöcke in die Tiefe. Plötzlich wurden die Menschen von einem dumpfen Krachen aus dem Schlaf geweckt. Es war wie ein fernes Donnern, das immer näher und näher kam, bis es sich zu einem furchtbaren, ohrenbetäubenden Getöse verwandelte. Die Erde bebte. Mit großer Wucht stürzte ein Teil des Berges nieder, das ganze Tal in eine mächtige Staubwolke hüllend. Im Nu waren der liebliche Flecken und seine traute Umgebung in ein weites ödes Feld verwandelt. Unter entwurzelten und geknickten Stämmen und Ästen, unter Blocktrümmern und dem Geschiebe aller Art lag das kleine Dorf mit Freud und Leid verschüttet und begraben. Verwüstet waren Wälder und Weiden, vernichtet die Heimstätten glücklicher Menschen. Was gestern noch geliebt und gelebt, war heute still und stumm. Alles, alles war tot. —

Und wieder war's nach vielen Jahren. Ein leuchtend schöner Tag war erwacht. Im Silberglanz prangten Firne und Gletscher. Der Morgentau perlte in den Blumenkelchen und auf den zarten Gräsern, die den Pfad ins Rosegtal säumten. Kein Laut unterbrach die Stille der frühen Morgenstunden; nur des Flusses Wellen schlugen klatschend ans Ufer.

Ein einsamer Wanderer pilgerte in das Tal, um die Stelle zu suchen, die alles barg, was er auf Erden besessen: seine Mutter. Es war der Sohn der Mutter Reta, der heimgekehrt aus fernem Lande und mehr denn je wußte: „Wir haben hier keine bleibende Stadt."

Morgen für Morgen sah man den Priester den Weg gehen. Und man sagte, er bete dabei. Und immer war es, wenn das Gras vom Tau benetzt, wenn Tautropfen an den Zweigen hingen und in den Blüten lagen. Es war zur Zeit des Taus, des rosedi, wie der Romane sagt. Daher der Name: Roseg.

Der Strom des modernen Lebens hat nun auch Val Roseg erfaßt, und mancher Bergwanderer ist hier des Glückes teilhaftig geworden, das die Berge ihren Getreuen schenken. Die Bodengestaltung bei Alp Seguonda und Margun, die weitherumliegenden, bewachsenen Granitblöcke erzählen heute noch von einem Bergsturz in alter Zeit. Und wenn die Gelehrten den wohlklingenden Namen Roseg auch von lateinischen oder keltischen Stämmen (wie „holzreich" oder „wasserreich") ableiten wollen, wir — wir denken an rosedi.

Domenica Meßmer.

Der Pfirsichbaum *

Vor vielen Jahren fuhr ich mit dem Nachtschnellzug nach Paris, zwischen mancherlei schlaftrunkenen Passagieren der einzig muntere. Ich stand am offenen Fenster und schaute in die mondlichte Augustnacht, auf die Dörfer, Kirchen, Schlösser, Felder und Wälder, die verträumt unter dem dunkelblauen Himmel lagen. Es mochte schon nach Mitternacht sein. Da hielt der Zug im Bahnhof von Troyes, und aus der entgegengesetzten Richtung kam ein anderer, der sich

* Aus dem kurzweiligen Buch „Erinnerungen" von J. C. Herr. Verlag J. G. Gotta, Stuttgart.